

Missions-Erinnerungen.

---



um Hilfe. (Denn in der Not betet auch der Heide). Da schlägt die Frau die Augen auf und blickt ihn ernst und lange an. Er aber beugt sich zu ihr nieder und fragt sie, ob sie ihn kenne. „Ja“, haucht sie, „du bist mein Herr und Gatte! — Wasser, Wasser!“ — Da gab ihr mein Vater neuerdings zu trinken, Schluck um Schluck, hob sie abermals auf seinen Rücken und trug sie nebst mir, ihrem Knäblein, an einen sicheren Ort, wo sich inzwischen viele Frauen unseres Stammes versammelt hatten, die sich sofort in Liebe der armen Wesen annahmen.

des Herrn“ und nahm dann für heute Abschied. „Komme bald wieder, Inkosazana, komme morgen schon“, rief er mir noch unter der Türe nach, „denn es drängt mich, dir all' meine Erlebnisse zu erzählen!“ (Fortsetzung folgt.)

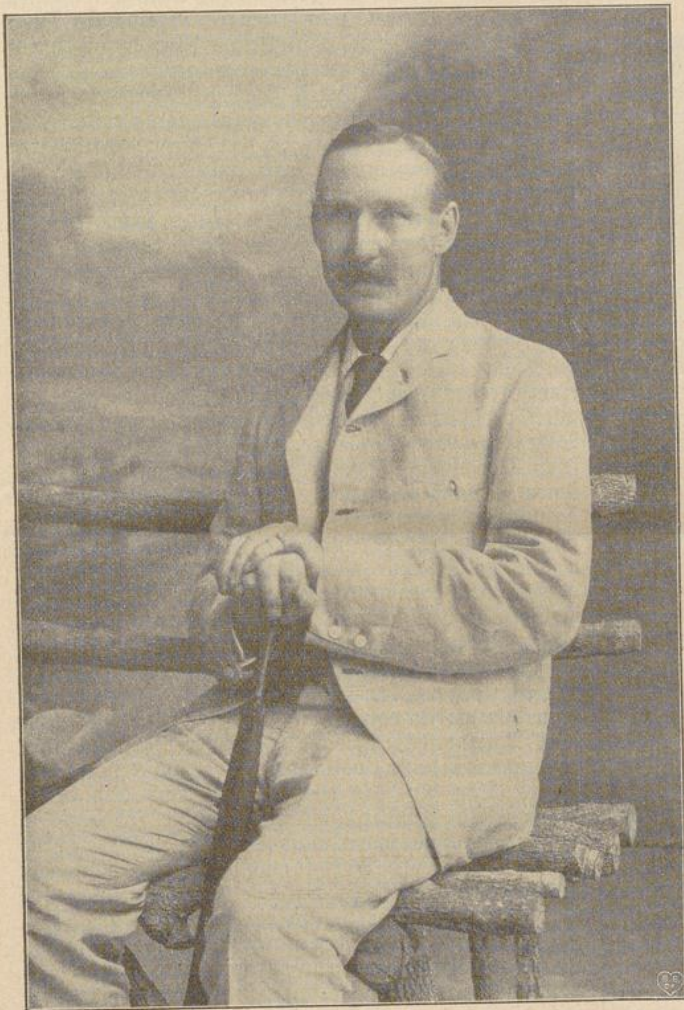
## Missions-Erinnerungen.

(Fortsetzung.)

Von Rev. P. Wilhelm, O. C. R.

In's Jahr 1894/95 fällt die Gründung unserer Missionsstation Mariazell. Wegen Mangel an Missionspersonal schickte Abt Amandus vorläufig einen schon ziemlich bejahrten Priester dorthin, der die Station verwalten sollte, bis es möglich wäre, einen eigentlichen Missionär zu schicken. Ihm ward Bruder John als Katechet zur Seite gegeben. Letzterer nun entwickelte einen ganz erstaunlichen Eifer. In dem edlen Drang, Seelen für den Himmel zu gewinnen, durchstreifte er rastlos alle die vielen Dörfer und suchte dabei in erster Linie die hier zerstreut wohnenden Katholiken auf. Bald jedoch sah er, daß die in der großen Lokation des Chief Moshweshwe wohnenden Katholiken viel zu weit von Mariazell entfernt wohnten, als daß sie daselbst regelmäßig den Gottesdienst hätten besuchen können. Er machte daher den Versuch, innerhalb der genannten Lokation einen Platz zum Bau einer Kirche und Schule zu gewinnen. Es war dies umso schwerer, als sich der Chief den „römischen Eindringlingen“ mit aller Entschiedenheit widersetzte. Doch Bruder John ließ in dem edlen Kampf für die gute Sache nicht nach, und schließlich gelang es ihm doch, sich vom englischen Magistrat die Erlaubnis zu erwirken, sich ein bescheidenes Plätzchen für Missionszwecke auszuwählen. Auf diese Weise wurde der Grund gelegt zur jetzigen Missionsstation Marialinden. (Auch die Gründung von Hardenberg verdanken wir in erster Linie der Initiative des seeleneifrigen Bruders John. Sie liegt ebenfalls in einer Lokation, doch waren bei ihrer Errichtung weniger Schwierigkeiten zu überwinden.)

Im Juni 1897 erhielt ich von meinem Obern den Auftrag, die Missionsarbeit in Marialinden zu übernehmen. Ich machte mich sogleich mit Freuden auf den Weg. Doch an Ort und Stelle angekommen, gab es manch' bittere Enttäuschung. Ich fand nichts vor, als ein kleines Häuschen, das Bruder John hatte erbauen lassen, und einen großen Steinhaufen. Letzterer repräsentierte die Fundamente und Grundmauern der neuen Kirche, hatte aber in Wirklichkeit mehr Ähnlichkeit mit den Trümmern eines alten, eingefallenen Gebäudes. Einige Tage vorher war ich auf dem Wege nach Mariazell hier vorbeigeritten, hätte mir aber im Traume nicht einfallen lassen, daß dies meine neue Missionsstation sein sollte! Auch sonst ließ der Platz, der etwa 300 Meter lang und 200 Meter breit sein mochte, viel zu wünschen übrig. Er lag mitten im Weideland der Lokation und war wenig fruchtbar. (Br. John hatte eben nehmen müssen, was in der Not



Lord Earl Selborne.

Später suchte man auch nach dem König. Man fand ihn, das Haupt vom Kumpfe getrennt. Neben ihm lagen die Leichen seiner Indunas und mehrere der Königskinder, die bei der ersten Flucht zurückgeblieben waren. O, wie trauerte mein Vater neben dem Haupte seines Königs, der ihm nicht nur ein gnädiger Fürst, sondern auch Freund und Spielgenosse gewesen war!

Raum hatte der greise Leonhard den letzten Satz vollendet, als der milde Klang des Abglockleins in die stille Hütte drang. Weit umher im ganzen Christendorf salteten sich nun die schwarzbraunen Hände zum Gebete; auch ich betete mit dem Greise den „Engel



zu bekommen war.) Am unbequemsten fühlte ich den Mangel an Wasser. Als ich zum erstenmale in dem kleinen Häuschen die hl. Messe las, mußte ich mir das Wasser hiezu aus dem etwa zwanzig Minuten davon entfernten Flusse holen lassen. Das war also ein schwerer Anfang, und dennoch danke ich nachträglich Gott dafür. So ein Werk ist viel sicherer und fester auf Gottes Segen gegründet, als wenn nach menschlichem Ermessen alles so glatt von statten geht.

Kurz darauf kam der Ehrw. Vater Amandus selbst zur Visitation nach Mariazell. Als er sah, daß es in Marialinden noch an allem und jedem gebreche, bestimmte er, ich sollte vorläufig, d. h. bis die notwendigsten Gebäude hergestellt seien, in Mariazell bleiben und von da aus die Mission in Marialinden besorgen, soweit es eben ginge. Der Ehrw. Vater selbst mußte mehrere Monate in Mariazell bleiben, teils wegen Kränklichkeit, teils, weil infolge der damals grassierenden Rinderpest aller Verkehr gesperrt war. Doch damit habe ich ein Thema berührt, das ich unmöglich stillschweigend übergehen kann. Der geneigte Leser gestatte mir daher eine kleine Abschweifung.

Schon lange Zeit durchzog die Rinderpest wie ein drohendes, unheilvolles Gespenst ganz Südafrika. Vom Sambesi herkommend, rückte sie uns durch Rhodesia, Bechuanaland, Transvaal und Orange-Freistaat immer näher und näher. Schon war sie im Basutoland und in der Kapkolonie. Die Regierung in Ost-Orisaland bot alles auf, diese Pest ferne zu halten. Die einzelnen Distrikte wurden durch dichte Stachel-drahtzäune abgegrenzt. Sogar an den über die hohen Drakensberge führenden Pässen wurden unter großen Unkosten solche Zäune hergestellt. Kein Vieh durfte herüber, ja selbst den Personen, welche aus einer infizierten Gegend kamen, war der Durchgang, wenn nicht gerade absolut verboten, so doch sehr erschwert, indem sie sich zuvor verschiedenen Vorsichtsmaßregeln, wie Einräucherungen usw., unterziehen mußten. Der ganze Reichtum jener Gegend, sowohl bei Weißen wie bei Schwarzen besteht eben in Vieh, und davon besaßen sie große Herden. Es war damals keine Seltenheit, daß ein einziger wohlhabender Farmer über 1000 Stück Vieh besaß. Begreiflich also, daß man alles Mögliche tat, den gemeinsamen Feind, die Rinderpest, fernzuhalten. Doch hier zeigte sich wieder so recht die Ohnmacht der Menschen einer Geißel Gottes gegenüber.

Eines Tages verbreitete sich die Schreckenskunde: „Die Rinderpest ist da!“ — Was war geschehen? Sechs Kaffern und ein Weib waren in der Nacht von Mount Fletcher durch den Drahtzaun gekrochen und hatten etwa zwei Stunden von Mariazell entfernt in einem Kraal übernachtet. Seit dieser Zeit — ob post hoc oder propter hoc, sei dahingestellt, — war die Rinderpest im Land. Wohl kam die Polizei schleunigst herbei und setzte die betreffenden Personen auf ein halbes Jahr in Arrest. Doch was half es? Die Seuche war nun einmal da und verbreitete sich von hier aus wie ein Lauffeuer über's ganze Land. Als ich einige Tage später an dem Unglückskraal vorbei ritt, war die Kraalbesitzerin eben damit beschäftigt, drei kleine Kälbchen in den Stall zu treiben. „Wie steht's mit deinem Vieh?“ fragte ich das Weib. „Ich weiß, du hast immer so eine schöne Viehherde gehabt.“ — Die traurige Antwort war: „Diese drei Kälbchen hier sind mir allein noch übrig geblieben.“ — Doch das war nur der Anfang von dem schreck-

lichen Uebel. Bald sah man totes Vieh an allen Wegen und Siegen liegen, namentlich auch den Flüssen entlang, denn das arme Vieh suchte in seiner Fieberhige instinktmäßig das Wasser auf. Eines Morgens sah ich in der Nähe der Station eine große Herde dicht zusammen gekauert; ich ritt näher und fand, daß über die Hälfte schon tot war, die andern starben im Laufe des Tages. Es war ein Anblick so traurig, wie ich selten etwas gesehen. Gab es denn kein Mittel gegen diese unheilvolle Pest? Man versuchte alles Mögliche, man trennte das angestechte Vieh vom gesunden, man impfte Stück für Stück unter vielen Mühen und Kosten, man trieb es in einsame Täler oder auf hohe Berge. Ein kleiner Prozentsatz wurde dadurch allerdings gerettet, der große Haufe aber wurde, sobald das Unheil in einer Herde losbrach, innerhalb 8—10 Tagen rettungslos dahingerafft.

Und wie verhielten sich bei dieser furchtbaren Gottesgeißel die armen Schwarzen? Es ist ja bekannt, wie sehr sonst der Kaffer am Vieh, seinem einzigen Reichtum, hängt. Ich kann sagen in geradezu bewunderungswürdiger Weise, obgleich viele rein alles verloren hatten und arme Bettler geworden waren. Still und gottergeben, ohne Klagen und Murren nahmen die schwarzen Neuchristen diese schwere Heimsuchung an. Als ich eines Tages durch ein Dorf ritt, fand ich die Männer eben mit dem Auswerfen einer großen Grube beschäftigt, in der sie das tote Vieh verscharren wollten, das rings herum in der Nähe lag. Auf die Frage, ob sie denn nicht traurig seien über einen so großen Verlust, gab mir einer von ihnen die schöne Antwort: „Vater, was nützt hier die Trauer? Könnten wir etwa durch unsere Klagen das Vieh wieder lebendig machen? Der über den Sternen wohnt, hat es uns genommen; sein Wille geschehe!“ Diese Worte gaben mir viel zu denken, und ich glaube, mancher im Christentum ergraute Europäer könnte von diesen schwarzen Neuchristen lernen.

Die geplante Neugründung in Marialinden hatte von der Ungunst der Verhältnisse ebenfalls zu leiden; denn wir waren von Natal, und somit vom Mutterhaus Mariannhill, von wo ich nächst Mariazell alles zu erwarten hatte, vollständig abgeschnitten. Lange ritt ich Tag für Tag von M.-Zell nach dem neuen Missionsfeld hinüber, zeitweilig mußte ich auch zu Fuß gehen, und später nach der Abreise des Ehrw. Vaters (16. Sept. 1907) täglich. Das war nun aber hier und zurück ein Weg von sechs Stunden. Das eine oder anderemal läßt sich ja ein rüstiger Fußgänger, wie ich damals einer war, solch' eine Tour gefallen, auf die Dauer aber wurde es mir doch zu viel. Da wollte ich lieber in Marialinden bleiben, so ärmlich auch die dortigen Verhältnisse waren.

Also am 4. Oktober, am Feste des hl. Franziskus von Assisi, der sich selbst die hl. Armut zur Braut erwählt, packte ich einige Bücher in ein Taschentuch, suchte mir einen tüchtigen Stod und wanderte wohl-gemut Marialinden zu, mit dem Voratz, mich daselbst häuslich niederzulassen. Die ganze Einrichtung der noch von Br. John erbauten Lehmhütte bestand aus einem Bett und einem Stuhl; die apostolische Einfachheit blieb somit gewahrt. Geld hatte ich keinen Pfennig, und zum Essen nicht einmal ein Stück Brot. Dennoch war ich fröhlich und wohl-gemut. Ich vertraute einfach wie ein Kind auf den lieben Gott; Er läßt die Seinen nie zu Schanden werden. Zunächst tat ich meine Pflicht als Missionär, suchte die



Christen und Katechumenen auf, lehrte und katechisierte, und wanderte zuletzt meiner trauten „Einsiedelei“ zu. Hier war ich buchstäblich allein auf weiter Flur; kein lebendiges Wesen wohnte in der Nähe, denn die nächsten Dörfer waren wenigstens eine halbe Stunde von Marialinden entfernt. Als die Sonne mit ihren goldenen Strahlen hinter den hohen Drakensbergen sich versteckte, sang ich unwillkürlich das schöne Lied: „Gold'ne Abendsonne, wie bist du so schön!“ Und als es Nacht geworden war, fügte ich altem Trappistenbrauche gemäß das „Salve Regina“ hinzu. Dann legte ich mich nieder und schlief den Schlaf des Gerechten.

Am nächsten Morgen kamen schon mehrere Christen und Katechumenen nach Marialinden gepilgert. Ich las um sieben Uhr die hl. Messe, erteilte den guten Leuten eine Stunde Unterricht und besuchte hierauf die einzelnen Dörfer. Eine alte Christin, die wußte, daß ich allein und mittellos dastand, bot mir etwas Essen an, das ich mit Dank annahm. Am dritten Tag kam Bruder Firmus, Schaffner von Mariazell, zu mir auf Besuch. „Ich muß doch schauen, wie's Ihnen geht“, sagte er. „Wovon leben Sie denn eigentlich, mein Vater? Von der Luft allein wär' doch etwas gar zu wenig.“ Bei diesen Worten zog er ein lüchtiges Stück Brot und etwas Käse aus der Tasche, auch versprach er mir, demnächst noch einige andere Lebensmittel zu bringen, was er auch getreulich hielt.

Somit war nun auch für meinen Lebensunterhalt gesorgt. Kochen mußte ich allerdings selbst. Bei Ermangelung eines Herdes tat ich das unter freiem Himmel. Als Geschirr diente mir ein kleiner eiserner Topf, den ein Arbeiter zwischen den beim Kirchenbau aufgestellten Steinen zurückgelassen hatte. Auch das nötige Brennmaterial mußte ich mir in der Regel erst zusammenjuchen. Um jedoch die Sache möglichst „einfach“ zu haben, kochte ich nur einmal des Tags und zwar am Nachmittag, nachdem ich meine Schulkinder entlassen hatte, und meistens Ballitsch (Maisbrei). Etwas anderes war mir zu umständlich und erforderte auch zu viel Brennmaterial.

Da ich vorhin von „Schulkindern“ gesprochen habe, so muß ich nachholen, daß ich am dritten Tag meines Hierseins anfang, den Kindern Schulunterricht zu erteilen. Das erstemal hatte ich nur zwei Schüler, am folgenden Tag sieben, und bald darauf dreißig. Dabei blieb es in der Regel auch; mehr hätte ich in meinem kleinen Häuschen auch nicht unterbringen können; und im Freien Schule halten, geht bloß bei gutem Wetter, und wenn die Sonne nicht allzu heiß vom Himmel brennt. Meine Tagesordnung war folgende: Morgens um sechs Uhr hl. Messe, dann eine Stunde Unterricht für die Erwachsenen. Inzwischen hatten sich meine Kleinen eingefunden, und nun begann der Schulunterricht, der mit den nötigen Pausen bis gegen zwei Uhr nachmittags dauerte. Dann begann ich, wie gesagt, zu kochen, und gegen drei Uhr gab's Frühstück, Mittagessen und Abendtisch in einem Stück. Manchmal gab es sogar etwas Brot im Haus; verschimmelt ist mir keines, dafür sorgten schon meine lieben Kleinen, denen der Hunger ebenfalls aus den Augen schaute und mit denen ich gern die Schätze der hl. Armut teilte. Manchmal dachte ich auch daran, mir ein Gärtchen anzulegen, um darin etwas Kartoffel und Gemüse zu pflanzen, hatte auch schon einen kleinen Versuch damit gemacht, gab es aber bald

wieder auf; denn da ich nichts hatte, um den Garten einzuzäunen, zertrat mir das von der Kinderpest übrig gebliebene Vieh wieder in einer Nacht, was ich im Laufe einer Woche mühsam gepflanzt hatte.

Bei all dem war ich glücklich und zufrieden. Arbeit hatte ich genug, und das war mir überreicher Ersatz für alles andere. Einmal jedoch sollte mein Gottvertrauen doch auf eine harte Probe gestellt werden. Das kam so: Ich war mit dem bescheidenen Vorrat an Lebensmitteln, die ich zeitweilig von Mariazell erhielt, gerade am Ende, da fiel — es war in den letzten Tagen des Monats November — eine schwere



Trappistenbruder auf einer Missionsreise.

Unsere Patres, wie Brüder und Schwestern, welche speziell mit der Missionierung des Kaffernvolkes betraut sind, müssen fast täglich bei jeglicher Vitterung oft viele Stunden weit nach den Katechesenstellen oder zu Kranken und Sterbenden reiten, was bei den gefährlichen Gebirgspässen und brüchigen, nach Regen hoch angeschwollenen Flüssen bei Nacht oder dichtem Nebel keine Kleinigkeit ist und auch schon wiederholt Opfer gefordert hat.

Regenzeit ein. Die Flüsse schollen hoch an, und ich war somit von M. Zell abgeschnitten. Mit einem Pferd hätte ich es vielleicht wagen können, die beiden Flüsse zu passieren, allein ich hatte keins, hatte auch kein Geld, mir eins auf zwei Tage zu leihen zu nehmen. Da hieß es einfach warten; ein wenig war ich ja ans „Nüchternbleiben“ schon gewohnt. Also am ersten Tag gab's nichts und ich saß somit trotz des schrecklichen Regenwetters auf dem „Trockenen“. Auch am zweiten und dritten Tag sah ich die Sonne untergehen und die Sternlein auferstehen, und war noch immer „nüchtern“. Am vierten Tag litt es mich doch nicht länger in meiner Hütte; ich ging also heraus und hielt sehnsüchtige „Ausschau“, — Da kam Michael, der Sohn des Chief Cherry (jetzt Thaddäus) vorbeigeritten. Er sah mir sofort an, daß etwas bei mir nicht ganz in Ordnung sein müsse. Nach kurzem Diskurs merkte er, wo es eigentlich fehle



und sprengte nun sofort seinem Kraale zu. Nach einer Stunde kam er wieder und brachte mir von seiner guten Mutter Dorothea ein Stück Kaffernbrot nebst einem Topf Lething (Bier). Ich möchte bezweifeln, ob dem Daniel in der Löwengrube der ihm vom Propheten Habakuk überbrachte Brei besser schmeckte, als mir dieses Kaffernbrot. Von diesem Tage an war es mit meiner Not vorbei, denn einerseits griff jetzt Mariazell wieder helfend ein und andererseits brachten mir die benachbarten christl. Frauen die eine oder andere Liebespende, wie etwas Milch oder ein paar Eier und verbanden damit zugleich einige wohlge-meinte Vorwürfe, daß ich nicht schon früher von meinen Bedürfnissen hatte etwas verlauten lassen.

(Schluß folgt.)

### Von Mariannhill nach Keilands.

Von Rev. P. Albert Schweiger, O. C. R.

(Schluß.)

Es war die Vigil des Festes Mariä-Himmelfahrt, des Patroziniums unseres Ortes, da wir unsern Einzug in Keilands halten sollten. Vor allem wollte ich an diesem Tage nicht unterlassen, die hl. Messe zu lesen und sollte ich deshalb auch bis Mittag nüchtern bleiben müssen; zweitens hatte ich mir in den Kopf gesetzt, auf diesem meinem ersten Missionsfelde per pedes Apostolorum anzutreten. Da mich die neuen ungewohnten Schuhe drückten, griff ich einfach wieder zu den Sandalen; aber auch so sollte ich mir ein paar ordentliche Wasserblasen zuziehen. Doch wer kümmert sich in solchen Augenblicken um derartige Kleinigkeiten?

Gegen vier Uhr morgens traten die Berge des Great-Kei-Rivers zum Vorschein. Da litt es mich nicht länger auf dem Ochsenwagen. Ich mußte heraus, und eilte nun zu Fuß der neuen Heimat zu! O wie glücklich fühlte ich mich in der frischen, kühlen Morgenluft, so nah dem heißersehnten Ziele! Unwillkürlich stimmte ich die schönsten Lieder an, die ich je gelernt, und ließ meine Stimme aus voller Brust erklingen über Berg und Tal. Bald kam mir auch Bruder Veander nach. Er bat mich, langsamer gehen zu wollen, denn wir waren dem schwerfälligen Ochsenwagen schon um eine gute Strecke voraus; vergebliche Liebesmühe! Er hatte nur die Wahl, entweder mit mir den Aufschritt einzuhalten oder zurückzubleiben. Er wählte die erste Alternative, und so trafen wir zu gleicher Zeit eine gute halbe Stunde vor dem Wagen in Keilands ein.

Als wir den höchsten Punkt zwischen Dohne und Keilands erreicht hatten, konnten wir das tiefe, enge Tal des Kei-Rivers und jenseits, links vom Fluß, weite Strecken von Transkei sehen. Von hier nahm die Gegend eine ganz andere, viel schönere und romantischere Gestalt an. Die Wiesengründe zeigten wieder üppigeren Graswuchs; allmählich kamen auch kleine Wäldchen zum Vorschein, ganz besonders aber imponierten uns die mächtigen, links und rechts vom Kei-River aufsteigenden Berge mit ihren mannigfachen Formen. Das Ganze war vom milden Glanz des Vollmonds übergoßen, und wir konnten alles fast so klar, als wie am hellen Tage sehen. Zeitweilig kamen wir auch an einzelnen Kraals vorbei; sie waren etwas über Manneshöhe aus Erde gebaut, hatten eine ordentliche Türe und wiesen im übrigen die bekannte Kreislinie und die kuppelförmige Bedachung auf.

Nochmals ging es ins Tal hinab, und nochmals eine ziemliche Anhöhe hinauf, — da sahen wir unsere Außenstation Saliva drüben überm Flusse liegen, von einem förmlichen Kranz von Kraalen umgeben! Jetzt wußten wir, daß auch Keilands nicht mehr ferne sein könne; richtig erblickten wir es auch kurz darauf, doch bis wir vollends an Ort und Stelle waren, hatten wir noch zwei gute Stunden zu gehen. Immer wieder und wieder zog es aber unsere staunenden Blicke hinüber nach dem Transkei, denn da erblickten wir ganze Berge vollgeproppelt mit Kaffernkraals. So 'was hatten wir in Natal noch nie gesehen.

In der Nähe der Missionsstation angekommen, eilten aus allen Hütten Erwachsene zusammen, eine große Zahl recht hübsch gekleideter Kinder umringte uns von allen Seiten, und man konnte ihnen die Freude über unsere Ankunft vom Gesicht ablesen. Glücklicherweise konnte ich mit ihnen schon ein wenig in ihrer Sprache reden, denn das isi-Xosa ist vom isi-Zulu nicht allzusehr verschieden, und ich hatte mir im Lauf der letzten Monate redlich Mühe gegeben, mir wenigstens die Grundformen dieser Sprache einzuprägen.

Wie im Triumphe ging es nun in Begleitung der lieben Kleinen vollends in die Missionsstation hinein, wo uns Rev. P. Apel, S. J., unser Bruder Valentin, der neue Schaffner der Station, und Schwester Edeltrudis, die neue Oberin, aufs herzlichste begrüßten. Rev. P. Bernard, unser Rektor, war weit über Berg und Tal bei seinen schwarzen Kindern auf einem Missionsritt. Unser erster Gang galt dem Missionskirchlein, das allerdings recht arm und bescheiden aussieht, dennoch aber unsern größten Schatz, den lieben Heiland im Tabernakel, in sich birgt. Kurz darauf stand ich am Altare, um hier, in meinem neuen Heim, meine erste hl. Messe zu lesen. Man erlasse mir die Schilderung der Gefühle, die in jenem Augenblicke rings mein Herz bestürmten. Es wohnten dem hl. Meszopfer auch viele der hiesigen Schulkinder bei, und ich erbaute mich sehr an den hübschen Liedern, die sie mit großer Sicherheit in ihrer Muttersprache sangen. Man konnte überhaupt an allem sehen, daß hier die Jesuitenväter und Dominikanerinnen, welche letztere die Schule leiteten, viel gearbeitet und ein gutes Fundament gelegt haben.

Oben auf dem Berge, in nächster Nähe der Missionsstation, fand ich zu meiner Freude noch ein zweites Kapellchen. Es wurde seinerzeit vom Jesuitenbruder Theodor Nigg gebaut. Allerdings war es ihm nicht gegönnt, den Bau zu vollenden; denn als noch kaum die nackten Mauern standen, wurde er — es war am 10. August 1901 — vom Tode überrascht. Seine sterbliche Hülle ruht auf dem hiesigen Gottesacker. Rev. P. Hornig, S. J., damals Rektor von Keilands, vollendete später, den letzten Willen des sterbenden Bruders ehrend, den Bau und stellte darin ein schönes Bild U. L. Frau vom guten Räte zur Verehrung auf. Diese Kapelle hat etwas ungemein Anheimelndes; auch findet sich ein kleiner Altar darin, auf dem schon zeitweilig die hl. Messe gelesen wurde. Ich vermisse bloß noch ein kleines Glöcklein; das müßte vollends dem Ganzen einen würdigen Abschluß verleihen. Doch vielleicht spendiert einmal ein hochherziger Wohltäter für Keilands selbst eine größere Glocke — denn die jetzige dünkt mir für die hiesigen Verhältnisse doch gar zu klein; man hört sie gar nicht weit — und dann könnte man diese bei der Kapelle U. L.